

EIN DREIGESCHOSSIGES HAUS

Clara Merz rief ihre drei Hunde zusammen; es war Zeit sie zu füttern. Die drei Chihuahuas, die sonst nicht immer auf Zuruf reagierten, waren dank ihrer biologischen Uhr nun sofort zur Stelle; sonst wäre gar nicht so einfach gewesen, sie aufzufinden, denn das Gras im Garten stand bereits einen halben Meter hoch und ließ damit auch keinen optischen Kontakt mehr zu den winzigen Hunden zu, die zwischen der etwas angerosteten Hollywoodschaukel und dem grün bemoosten Gartenhäuschen umhertollten. Immerhin hatte Clara in der letzten Zeit sämtliche Durchschlupfe in den Zäunen geortet und mit Schnüren zu geflochten, so dass Speedy, Farrah und Koko zumindest für die nächsten Tage innerhalb des quadratischen Grundstücks zu vermuten waren. Bevor die Einfriedungen abgedichtet worden waren, stand nicht immer fest, dass sie überhaupt regelmäßig und vollzählig versammelt werden konnten.

Speedy war vorzugsweise in die Wohnhausanlage links entflohen und durchstreifte nicht nur deren Grünflächen, sondern begab sich auch in die Treppenhäuser und nach Möglichkeit auch in Wohnungen, wenn deren Eingangstüren offenstanden. Sie wurde bereits dreimal von einem älteren Herrn zurückgestellt, der – zum Unterschied von anderen Bewohnern der Anlage – Verständnis für das Kleintier aufbrachte und den Hund schon unter seinem Wohnzimmersofa, auf dem Kellerabgang und eingeklemmt zwischen einem Mülleimer und einem heruntergefallenen Pappkarton mit Fernsehzeitungen des letzten halben Jahres vorgefunden hatte. Das jämmerliche Gewinsel hatte auch weniger wohlmeinende Personen auf den Plan gerufen, und Hugo Hummel, so hieß der Mann, war gerade noch zurechtgekommen, um einen zwölfjährigen Knaben zu verscheuchen, der mit zunehmender Treffsicherheit den hilflos gefangenen Hund als Zielscheibe für Kieselsteinwürfe verwendet hatte.

Farrah war der einzige der drei eigentlich weiblichen Hunde, deren Name einen vagen Rückschluss auf ihr Geschlecht zuließ. Sie hatte sich für ihre Exkursionen ein noch problematischeres Areal ausgesucht. Zwei Grundstücke rechts von Claras Garten befand sich zu dieser Zeit ein Sportplatz, der mit hohen Gittern und nahezu völlig die Sicht abdeckenden Verkleidungen umgeben war und der nordkoreanischen Botschaft gehörte. Bis auf ein winziges Loch in einer dieser Kunststoffplatten war das Gelände daher undurchdringlich. Obwohl Farrah als der dümmste der Hunde angesehen werden musste, hatte sie schon mehrmals den dazwischenliegenden, wenig benutzten Hausgarten durchquert und war durch dieses Loch auf exterritoriales Gebiet vorgedrungen. Einmal wurde der Hund von einem koreanischen Ballspieler ohne viel Aufhebens gepackt und über den drei Meter hohen Zaun geworfen; ein Oleanderstrauch hatte damals den unmittelbaren Aufschlag auf den Waschbetonplatten hinter der Villa des Nachbarn von Clara Merz verhindert. Farrah war trotz einiger Prellungen noch nach Hause gehinkt und musste zum Tierarzt gebracht werden.

Leider hatte sie dieses Erlebnis nicht davon abgehalten, eine weitere Exkursion in die fernöstliche Exklave zu unternehmen. Dort wurde sie von einem Angestellten der Botschaft aufgegriffen und in die Amtsräume des nahen Botschaftsgebäudes verfrachtet. Die Hilfskraft, die des Deutschen mächtig war und offenbar auch einen Zugang zu den administrativen Strukturen der Stadt Wien hatte, informierte sich an Hand der Hundemarke über die Eigentumsverhältnisse des Tieres und verständigte den Geschäftsträger Nordkoreas in Österreich von dem Vorfall. Clara Merz, die trotz mehrerer Affichen in der Umgebung einige Tage später noch immer nichts von Farrah gehört und die Hoffnung auf ein Wiedersehen schon aufgegeben hatte, erhielt zwei Wochen nach dem Verschwinden des Hundes einen Anruf des österreichischen Außenministeriums. Es meldete sich ein Legationsrat Aurel Kottulinsky

mit der Frage, ob ihr ein Hund abhandengekommen sei, und teilte mit hörbarem Amüsement mit, das Tier befinde sich mittlerweile in Nordkorea. Auf Clara vermochte diese Aussage keine erheiternde Wirkung auszuüben; sie forderte den Diplomaten in barschem Tonfall auf, sich deutlicher auszudrücken, worauf bei diesem auch telefonisch wahrnehmbar Ernüchterung eintrat; sie solle sich, so erläuterte er den Grund seines Anrufs, bei Herrn Cho Yong Choong in der Botschaft melden und könne sich dort ihren Hund abholen.

Clara war damals bereits im Ruhestand, führte aber als ehemalige Lehrerin für Deutsch und Fremdsprachen den Nachhilfeunterricht fort, den sie auch vorher neben ihrer regulären Lehrtätigkeit an einer berufsbildenden Schule gegeben hatte, und baute ihn nach ihrer Pensionierung sogar noch aus, zumal sie nicht nur in ihren eigentlichen Fächern tätig war, sondern auch in einer Reihe weiterer Unterrichtsgegenstände und außerdem auch bei Kindern mit Lese- und Rechtschreibschwächen allgemeiner Art. Daher befanden sich andauernd Schüler aller Altersgruppen und mit verschiedensten Lernstörungen bei ihr zu Hause; ihr Ruf als nicht eben billige, aber höchst erfolgreiche Therapeutin bei kindlichen Schwächen aller Art hatte sich so weit verbreitet, dass sie nur in Randbereichen ihres Terminkalenders Herr über ihre Zeit war.

Eben jetzt saß ein Zwölfjähriger an ihrem Wohnzimmertisch und kaute an einem Filzstift, mit dem er auftragsgemäß aus einigen vorgegebenen Begriffen eine Kurzgeschichte konstruieren sollte. Clara hielt diese Art von literarischer Betätigung grundsätzlich für schwachsinnig; da sie sich aber, wie sie das immer tat, vor Beginn der pädagogischen Therapie bei dem Lehrer erkundigt hatte, welche Anforderungen dieser bei den nächsten Schularbeiten an seine Schüler zu stellen gedenke, stimmte sie unter Zähneknirschen ihr Nachhilfeprogramm auch nun auf die, wenn schon von ihr nicht nachvollziehbaren, so doch mit einiger Sicherheit zielführendsten, weil mit den Launen der

Lehrperson kompatiblen Inhalte ab. Bei dem aktuellen Schüler war aber, wie schon die bisherigen Einheiten hatten vermuten lassen, jeder didaktische Aufwand vertan. Das Kind hatte sich offenbar bereits auf andere Kommunikationsformen als solche des schriftlichen Ausdrucks festgelegt; es betrieb, wie Clara von seiner Mutter erfahren hatte, bei seinen Jahrgangskollegen einen schwunghaften Handel mit dubiosen Computerprogrammen, die nach Auffassung der Mutter (die ihrerseits Lehrerin für Geschichte und Politische Bildung war) nicht immer altersgemäße Themen behandelten und auch des kulturellen Anspruchsniveaus ermangelten. Da Clara von der dadurch dokumentierten prinzipiellen Lebenstüchtigkeit des hier an ihrem Tische sitzenden Knaben überzeugt war, andererseits aber große Zweifel an der Sinnhaftigkeit der akuten Aufsatzübung und – wegen des grundsätzlichen inneren Widerstandes ihres Adepten gegen Didaktisches aller Art – auch an der generellen Wahrscheinlichkeit eines positiven Semesterabschlusses hatte, brach sie aus Anlass des ministeriellen Telefonats nicht nur die aktuelle Lektion ab, sondern rief gleich die Mutter an und meldete ihr in einigen kurzen und unmissverständlichen Sätzen die Aussichtslosigkeit der pädagogischen Klempnerei an ihrem Sohne.

Sie ließ einige Minuten lang die Beschimpfungen der Mutter, welche nun die gesamte Misere Clara anlastete, über sich ergehen – das heißt, sie hielt den Hörer zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt und zog einstweilen ihre Schuhe und ihre Jacke an, gab dem Knaben, der mit freudiger Überraschung das Ende der Schinderei zur Kenntnis nahm, das Honorar für die nicht abgeschlossene Stunde zurück, komplimentierte ihn hinaus, klebte einen Zettel mit einer Kurznachricht für ihre Tochter an die Eingangstür, stellte den verbliebenen Hunden eine Schüssel mit Wasser bereit und begab sich zur nordkoreanischen Botschaft.

Es war zunächst nicht möglich, zu Herrn Cho Yong Choong vorzudringen, weil die Person am Eingang der Botschaft kaum Deutsch verstand. Vor allem hatte Clara

aber in der Eile vergessen, einen Ausweis mitzubringen, und wurde schon deshalb nicht weiter vorgelassen. Clara, die eine Abneigung gegen Mobiltelefone hatte, versuchte nun von einer nahe gelegenen Fernsprechkabine ihre Tochter Emilia zu erreichen, die indessen schon nach Hause gekommen sein musste. Emilia, die zum Unterschied von ihrer Schwester Margarete einen umgänglichen Charakter hatte, war tatsächlich schon von ihrem Seminar im Germanistischen Institut der Universität zurückgekehrt und suchte nun Claras Reisepass. Das war deshalb schwierig, weil Clara ihre Wohnung als Gesamtkunstwerk betrachtete und alle Gegenstände, die sich darin befanden, als dessen Elemente in einer Weise anordnete, die niemand sonst verstand, auch Emilia nicht, obwohl sie schon seit dreiundzwanzig Jahren im selben Haushalt lebte. Der Pass fand sich endlich doch in einer Büchse auf dem Klavier zwischen zwei Teddybären und einem broschierten Lehrgang „Isländisch für Anfänger“.

Emilia füllte die Wasserschüssel für Speedy und Koko nach und eilte ihrer Mutter nach, die vor der Botschaft auf sie wartete; gemeinsam betraten sie neuerlich das Gebäude. Zum Unterschied von ihrer Mutter hatte Emilia ihren Führerschein mit und durfte daher ebenfalls in die Eingangshalle. Nach mehreren Telefonaten erschien Herr Cho Yong Choong mit einem Korb und der sichtlich unbeschädigten Farrah darin; zumindest physisch schien ihr der Aufenthalt in Nordkorea, wie Aurel Kottulinsky gescherzt hatte, bekommen zu sein. Herr Cho lachte freundlich, äußerte in halbwegs verständlichem Deutsch, dass er es bedauere, den Hund wieder hergeben zu müssen, und überreichte den beiden Damen eine Broschüre in inferiorer Druckqualität, die die offizielle Lebensgeschichte des nordkoreanischen Präsidenten enthielt. Nach einer nochmaligen Besichtigung der Dokumente hielt er Clara einen Zettel hin und ersuchte sie, die „Bestätigung Hund“ mit ihrem Namen und ihrer Adresse zu versehen und gegenzuzeichnen. Was sollte Clara also anderes tun, als das

Papier zu unterfertigen, auch wenn es auf Koreanisch abgefasst war. In völliger Ungewissheit darüber, was sie unterschrieben hatte, verließ Clara mit Tochter und Hund die Botschaft; Herr Cho konnte oder wollte keine Kopie des Schriftstückes herstellen.

Koko, der dritte Hund, war erst drei Monate alt. Außer einem Ausflug auf die Gasse vor dem Haus, der die Schnellbremsung eines Radfahrers und dessen Sturz auf den Randstein zur Folge hatte, war bei ihm (oder eigentlich ihr) noch nichts Gravierendes vorgefallen. Der Radfahrer konnte mit einigen Heftpflastern und einer Tasse grünen Tees besänftigt werden und hinterließ seine Telefonnummer für den Fall, dass Clara einmal einen Fachmann für Zierfische benötigen sollte; er sei Aquarianer, wie er das nannte, und leite einen einschlägigen Verein. Da Clara zwar für alles Neue aufgeschlossen war, aber in ihrem Hause keinen freien Platz mehr für ein Aquarium hatte, entließ sie den Fischfachmann und beschloss, die Umzäunung ihres Gartengevierts auf Durchlässigkeit zu prüfen.

Claras Haus und Garten waren in ihrem derzeitigen Zustand das Ergebnis konträrer Prinzipien. Ihre Eltern hatten es in der Nachkriegszeit nach rein sachlichen Gesichtspunkten bauen lassen. Es hatte die Gestalt eines genauen Würfels, verfügte über drei Geschosse und auf drei Seiten zwei gleich große Fenster in jedem Stockwerk. Die Eingangstür war der einzige Bruch in diesem System, aber irgendwie musste man ja in das Haus hinein. Das Dach war flach und häufig undicht; für eine Generalsanierung war kein Geld vorhanden. Die Hoffnung, es mit den Erlösen aus dem Nachhilfeunterricht reparieren zu lassen, war trügerisch, wie Clara wusste. Sie brauchte alles, was sie erübrigen konnte, für ihre Tochter Margarete, die im obersten Stockwerk wohnte. Emilia gehörte das mittlere Geschoss, Clara selbst war im Parterre zu Hause. Die Väter der beiden jungen Damen lebten seit geraumer Zeit in Amerika und in Schweden und zeigten keinerlei Interesse an Kontakten mit Clara oder ihren Kindern. Anfängliche

Versuche von Emilia, ihren Vater zu besuchen, liefen sich schon bald tot.

Margarete, die den Familiennamen ihres Vaters trug, war an ihrem Erzeuger überhaupt nicht interessiert und hatte auch nie irgendwelche Zuwendungen von ihm erhalten; dies war umso bedauerlicher, als Margarete im Gegensatz zu ihrer Schwester keine Anstalten machte, die finanzielle Abhängigkeit von ihrer Mutter zu beenden und einen Brotberuf zu ergreifen. Sie verbrachte ihre Zeit damit, Pläne für die Umwandlung der westlichen Staaten in Gemeinschaften zu entwickeln, die nach dem Prinzip eines anarchischen Urkommunismus funktionieren sollten. Ihr Dachgeschoss spiegelte dieses Bestreben wider und sah aus wie das Büro eines kolumbianischen Guerillaführers; ein Gummibaum, der keine Grenzen kannte, wuchs kreuz und quer durchs Zimmer. Es war ihr völlig gleichgültig, dass sie wegen der Löcher in der Dachhaut immer mehrere Gefäße im Zimmer aufstellen musste, die das Regenwasser auffingen; sie entleerte die Eimer über die Fenster, ohne Rücksicht darauf, ob sich jemand im Garten befand oder nicht; meist ergoss sich der Überlauf ohnedies nur über einen der Hunde. Da der Urkommunismus nur auf internationaler Ebene herzustellen war, beliefen sich die Telefonrechnungen stets auf mehrstellige Beträge und belasteten Claras Budget aufs Äußerste. Claras Versuche, diesen Posten auf ein ihrer Meinung nach vertretbares Maß zu reduzieren, scheiterten an Margaretes Unerbittlichkeit einerseits, was ihre revolutionäre Sendung betraf, und andererseits Clara gegenüber, die sie in solchen Fällen als faschistischreaktionäres Überbleibsel beschimpfte und ihr Zitate aus den Schriften von Tommaso Campanella und Michail Bakunin an den Kopf warf. Clara hatte es bisher nicht übers Herz gebracht, Margarete aus dem Hause zu jagen, zumal diese nach ihren Aussagen das Studium der Soziologie und Geschichte bald beendet haben würde, auch wenn sie, wie sie sagte, das dort erworbene Wissen zum Aufbau der Kommune in keiner Weise verwerten könne.

Da Clara allerdings mittlerweile große Zweifel am Studienfortgang ihrer Tochter hegte, beschloss sie, einen befreundeten Universitätsprofessor zu bitten, ihr Informationen über den aktuellen Stand bei der Studierenden Margarete Kaltenecker zu beschaffen, und von diesen Auskünften die weitere Versorgung ihrer Tochter abhängig zu machen. Hier musste freilich sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, denn wenn Margarete von solchen Aktivitäten Wind bekommen hätte, wäre der mühsam aufrechterhaltene Hausfriede auf Dauer dahingewesen. Margarete hatte anlässlich eines ähnlichen Vorfalles früher schon eine Truppe bärtiger Freunde in die Wohnung geholt und sie zur Unterstützung ihrer Argumente mit der Mutter konfrontiert.

Man sollte nun nicht meinen, dass Clara besonders ängstlich gewesen oder grundsätzlich Auseinandersetzungen aus dem Wege gegangen wäre. Bei den Kommunarden war es ihr gelungen, sie mit massiven Gegenargumenten und mit einer Kaffeejause so weit zu beruhigen, dass die Truppe milde gestimmt abzog und sich zu Margaretes Ärger sogar ausdrücklich für die Bewirtung bedankte. Einer der studentischen Revolutionäre, Rudi Smrz mit Namen, war obendrein vor mehreren Jahren mit Hilfe von Claras Nachhilfestunden durch die Reifeprüfung bugsiert worden, ein Umstand, von dem Margarete nichts gewusst hatte und der sich zur Rundum-Überraschung erst beim Kaffee herausstellte; Rudi hatte sich dabei überhaupt jeglicher Beiträge zu Margaretes Unterstützung enthalten, noch dazu Freundschaft mit dem Hunde Speedy geschlossen und auch ein paar Worte mit der zufällig anwesenden Emilia gewechselt, die ihn ganz nett fand, und wurde von Margarete von diesem Zeitpunkt an als Defätist eingestuft. Der Ausdruck „ganz nett“ erzeugte in Margarete einen Schauer, der ihr die Nackenhaare aufstellte; einen weiteren Aufklärungsversuch innerhalb ihrer Familie unternahm sie nicht mehr.

Zum Unterschied von der geometrischen Grundgestalt des Hauses und auch des Gartens, der genau zwanzig mal

zwanzig Meter maß, entzog sich die Ausstattung des Anwesens jeder Kurzdefinition. Vor allem Claras Wohnung, die wie jedes der Geschosse eine Grundfläche von vierundsechzig Quadratmetern hatte, war mit Tausenden von Dingen vollgeräumt, die sich auch kaum in Gattungen ordnen und auch jeden Bezug zur Grundwidmung einzelner Räume vermissen ließen. Die Küche etwa verdiente ihren Namen kaum; es befand sich zwar ein Elektroherd darin, aber das Kaffeebrühgerät stand im Badezimmer, weil dort zum Zeitpunkt der Anschaffung gerade ein Platz frei war; die Teller waren in einem Wohnzimmerschrank untergebracht, aber auch nicht alle, denn in diesem Möbelstück waren bereits mehrere Fächer von Klavierauszügen, Werken über Legasthenie und Hundefutterdosen besetzt. Zahllose Teddybären in allen Farben saßen auf dem Fußboden und auf den Möbeln; manche konnten elektrisch beleuchtet werden, andere mussten allabendlich ins Wohnzimmer übersiedeln, weil sie tagsüber auf Claras Bett residierten. Die Türen konnten nicht geschlossen werden, weil auf den Schwellen Literatur gestapelt war, die Clara für ihre Dissertation brauchte. Sie hatte zwar seinerzeit das Lehramtsstudium vollendet, hatte aber weder Zeit noch die finanziellen Mittel gehabt, das Studium bis zum Doktorat weiterzuführen. Das sollte jetzt nachgeholt werden. Sie beschäftigte sich mit Übersetzungstechniken und war davon überzeugt, dass ein Großteil der Missverständnisse zwischen Menschen und zwischen Staaten nur auf mangelhafte Übersetzungen zurückzuführen sei. Allerdings fasste sie den Begriff der Übersetzung weiter als üblich; es bedürfe auch der Übersetzung von Aussagen innerhalb einer Sprache, eine Auffassung, die sie besonders nach ihren allwöchentlichen Familientreffen bestätigt fand.

Ihre Doktorarbeit freilich behandelte eine Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche. Professor Jean Straeuble war ihr Betreuer auf der Universität; seine Gattin war früher eine Lehrerkollegin von Clara gewesen, und aus dieser Zeit stammte auch die persönliche Freundschaft, die

sie mit Martina und Jean Straeuble verband (und die Clara auch ermutigte, den Herrn Professor um Auskunft über den Studienfortschritt ihrer Tochter zu ersuchen). Jean Straeuble stammte aus Neewiller-près-Lauterbourg, einem elsässischen Nest in Rheinnähe, und hatte seine Frau bei einem Seminar in Straßburg, wo er damals einen Lehrauftrag hatte, kennen gelernt. Seine Zweisprachigkeit prädestinierte ihn gemeinsam mit seinem Sinn für Sprachlogik für alles, was im wissenschaftlichen Feld mit Übersetzungen zu tun hatte, und er hatte Clara, als sie ihn um ein Übersetzungsthema bat, sofort mit einer ganzen Liste von Vorschlägen überschüttet. Schließlich entschied man sich in gemeinsamen Beratungen für eine erst jüngst wieder ausgegrabene Übersetzung eines länglichen Alexandrinergedichts von Alfred de Musset durch Ludwig Ganghofer; das Gedicht war von süßlichromantischem Inhalt und gehörte gewiss nicht zu den Glanzleistungen der französischen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, aber darauf kam es ja nicht an; dass sich Ganghofer mit solchen Dingen überhaupt beschäftigt hatte, war Clara, die ihn eher als literarische Randerscheinung unter dem Aspekt Heimat-Edelkitsch gespeichert hatte, bis zu diesem Zeitpunkt nicht bewusst gewesen; umso mehr begann sie sich dafür zu interessieren und hatte inzwischen schon fast hundert Blätter Makulaturpapier, von dem im Hause Merz große Mengen vorhanden waren, auf der freien Rückseite mit Textvergleichen vollgeschrieben. Allmählich rückte die Zeit heran, zu der es sinnvoll erschien, die Aufzeichnungen ins Reine zu bringen, was sich auch insofern empfahl, als der jüngste Hund Koko unlängst zehn Seiten des Manuskripts in den Garten gezerrt und dort in einer Pfütze deponiert hatte.

Clara führte deshalb Verhandlungen sowohl mit Emilia als auch mit Margarete zwecks leihweiser Überlassung eines Computers. Beide Töchter besaßen ein solches Gerät, Emilia verwendete es hauptsächlich, um ihre Seminararbeiten darauf zu schreiben; Margarete, die weltweit und

unablässig mit radikalen Zellen kommunizierte, konnte den Laptop schon deshalb nicht entbehren, und sie wurde vollends störrisch, als sie erfuhr, zu welchem Zwecke ihn ihre Mutter verwenden wollte. Für die Behandlung kleinbürgerlicher Kinkerlitzchen sei selbst der Bleistift zu schade, mit dem Clara ihre Untersuchungen bisher zu Papier gebracht habe, meinte sie, und sie solle den ganzen reaktionären Scheiß aufgeben und lieber Spanisch lernen, um ihr bei der bisher nur mangelhaften Verständigung mit einigen Gruppen des Sendero Luminoso in Peru und der FARC in Kolumbien zu helfen.

Spanisch hatte Clara ohnedies schon begonnen, weil sie vor mehreren Monaten in der Innenstadt einen Kolumbianer aufgelesen hatte, dessen Harfenspiel auf dem Graben ihr sehr gefiel. Da Clara alles, was ihr gefiel, sofort lernen wollte, hatte sie ihn eines Tages gebeten, ihr sowohl Harfe als auch Spanisch beizubringen. Er war tatsächlich ein paar Mal bei ihr daheim gewesen, man hatte einen Platz für die Aufstellung der Harfe freigelegt, und Clara beherrschte nun bereits die Grundgriffe als auch die wichtigsten spanischen Sätze, die man beim Musizieren verwenden konnte. Jorge, der manchmal seine Harfe bei Clara zurückgelassen hatte, war übrigens eines Tages ohne sein Instrument verschwunden und konnte auch mit ausführlichen Recherchen nicht mehr aufgefunden werden. Nun lehnte die Harfe unter vielen anderen Dingen am Bechstein-Flügel und harrete ihres weiteren Schicksals.

Mit Emilia war da schon mehr anzufangen. Sie war nicht nur bereit, ihre Mutter an das Desktop-Gerät zu lassen, sondern ihr auch beizubringen, wie man es bediente. Clara hatte es bis zu ihrer Pensionierung vermieden, auch nur in die Nähe eines Computers zu geraten, und hätte auch jetzt lieber ihre Schreibmaschine hervorgeholt. Aber Emilia konnte sie überzeugen, dass es wesentlich einfacher sei, schon vorhandene Texte zu korrigieren und abzuändern, wenn man sich eines Computers bediente. Was Clara endlich überzeugte, war der Hinweis, man könne bei Text-

gegenüberstellungen verschiedene Schriftarten einsetzen und Fußnoten anbringen, wann und wo immer man das für richtig halte. Emilia beherrschte alle Feinheiten des Textverarbeitungssystems und überforderte ihre Mutter zu Beginn der Unterweisung damit gründlich, bis sie endlich einen didaktischen Ansatz fand, der dem vollgestopften Gehirn einer Achtundfünfzigjährigen besser gerecht wurde. Der einzige Nachteil der Zusammenarbeit mit ihr bestand darin, dass Emilia nur über einen Standcomputer verfügte und Clara somit gezwungen war, zur Reinschrift in den ersten Stock zu übersiedeln. Emilias Vorstellungen vom Wohnen unterschieden sich grundlegend von jenen ihrer Mutter. In ihren Räumen herrschte gläserne Strenge; mehr als zwei Bücher lagen außerhalb der Bibliothek nie herum; Clara fragte sich, wo Emilia ihr Eigentum aufbewahrte, denn auf den ersten Blick sah die Wohnung aus, als sei sie noch nicht bezogen. Es hingen keine Bilder an den weiß getünchten Wänden, und Clara musste bei jedem Betreten des Stockwerks ihre Versuchung überwinden, aus dem reichen Fundus des Parterres einigen Zierrat mitzubringen und zu arrangieren. Ein einziges Mal hatte sie einen zugegebenermaßen nicht sehr ansehnlichen Blumenstock auf einen der sorgfältig geputzten Glastische gestellt; am nächsten Morgen hatte sie ihn, als sie die Hunde in den Garten trieb, auf einem Regal im Vorzimmer wiedergefunden, mit einem Zettel, auf dem sie von Emilia gebeten wurde, von weiteren „Verschönerungsaktionen“ ihrer Wohnung abzusehen. „Merci, maman!“, stand am Ende der Mitteilung, was Margarete nie geschrieben hätte. Emilia bestand auch darauf, dass Clara ihre gesamten Unterlagen sowie die sonstigen mitgebrachten Gegenstände einschließlich der Kaffeetasse nach jeder Arbeits-sitzung wieder aus ihrem Zimmer entfernte und die Wohnung insgesamt völlig unversehrt und spurenfrei, wie sie das nannte, hinterließ.

Nachdem Clara also ihre Hunde mit einem Gemisch aus viel Gemüse und wenig üblichem Hundefutter ver-

sorgt hatte (zu viel Fleisch lehnten die Chihuahuas ab), nahm sie die Ganghofer-Papiere zur Hand und machte sich auf den Weg in den ersten Stock. Unterwegs würde sie am Gartentor nachsehen, ob Post gekommen sei. Es waren zwei Briefe und einige Zeitschriften. Ein Brief war an Margarete gerichtet und kam aus Kuba. Clara beachtete ihn kaum, zu oft waren Sendungen aus Ländern angekommen, in denen Revolutionen stattgefunden hatten oder bevorstanden. Der zweite Brief kam aus Schweden; er versetzte Clara in Unruhe, wobei sie im ersten Augenblick diese Alarmstimmung gar nicht einer bestimmten Ursache zuordnen konnte. Die Adresse wies einige Fehler auf: „Frau März“, stand da, mit „ä“ geschrieben und statt „Beckmannngasse“ „Bäckmannngatan“, was für einen Schweden nicht verwunderlich war; als Absender war eine Abkürzung „Avs.L.R.“ angegeben. Den Stempel konnte Clara nicht entziffern; es war aber offenbar nicht aus Linköping, von wo sie vor einiger Zeit einen merkwürdigen Briefumschlag mit Absender Peter Kaltenecker, aber ohne Inhalt bekommen hatte. Das war wohl der Grund für den leisen Schrecken gewesen; dass sich Peter noch einmal melden würde, hielt sie aber für so gut wie ausgeschlossen.